



Ullstein Taschenbuch

Jamie Freveletti

Flieh

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Sybille Uplegger

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2010

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010

© 2010 by Jamie Freveletti

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Running Dark (HarperCollins Publishers, New York)

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur

Titelabbildung: FinePic®, München

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Papier: Holmen Book Cream von

Holmen Paper Central Europe, Hamburg GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28119-3

Emma Caldridge hatte gerade Kilometer fünfundfünfzig des knapp neunzig Kilometer langen Comrades Ultramarathon in Südafrika hinter sich gebracht, als in einem am Straßenrand abgestellten Auto die Bombe explodierte. Die Wucht der Detonation riss sie von den Füßen und schleuderte sie drei Meter hoch durch die Luft, bevor sie unsanft neben der Straße in den Staub knallte. Flammen züngelten aus den geborstenen Fenstern des Wagens. Emma lag auf dem Rücken, unter sich die rote ausgedörrte Erde und über sich die Sonne, die ihr schmerzhaft in die Augen stach. Stöhnend drehte sie den Kopf zur Seite, schloss die Lider und lag ganz still da, während sie zu begreifen versuchte, was gerade passiert war. Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Sie schlug die Augen auf und sah verschwommen ein Paar Männerbeine auf sich zukommen. Sie schienen in der Hitze, die ihr von dem brennenden Fahrzeugwrack in Wellen entgegenschlug, zu flimmern. Der Mann trug Laufschuhe wie alle anderen. Die Schuhe blieben neben ihr stehen, und die Fersen hoben sich vom Boden ab, als der Mann in die Hocke ging. Ein silberner Kettenanhänger in Form eines Antilopenkopfes pendelte an einer schwarzen Lederschnur vor ihren Augen. Emma wollte den Mann um Hilfe bitten, aber ihr trockener Mund konnte keine Worte formen.

Dann tauchte die dunkle Hand des Mannes in ihrem Blickfeld auf. Sie hielt einen weißen Injektor aus Plastik umklammert. Er sah aus wie ein EpiPen-Autoinjektor, den

Allergiker als Notfallmaßnahme gegen anaphylaktische Schocks bei sich trugen. Im nächsten Augenblick hatte er ihn in Emmas Unterarm gerammt, direkt über dem Handgelenk. Sie spürte den Stich der Nadel und einen leichten Druck, als ihr eine Flüssigkeit unter die Haut gespritzt wurde. Bevor sie auch nur einen einzigen Laut hervorbringen konnte, riss der Mann den Injektor wieder aus ihrem Arm, richtete sich auf, und die Beine entfernten sich mit knirschenden Schritten.

2

Khalil Ibrahim Mungabes Spitzname war »der Knochenklauber«, weil er seine berufliche Laufbahn damit begonnen hatte, die Fischabfälle von kommerziellen Trawlern zu stehlen, die vor der Küste Somalias ihre Netze auswarfen. Man sagte sich, dass Mungabe nichts und niemanden auf der Welt leiden konnte, aber das stimmte nicht ganz. Immerhin duldeten er seine Frauen um sich, und hin und wieder gelang es einem seiner Kinder, ihn zum Lachen zu bringen – auch wenn er sie nicht dafür loben konnte, weil er ihre Namen nicht wusste. Er nannte sie bloß »der da« oder »die da«, das war für seine Zwecke genug.

An diesem Tag war er in Dubai und schlotterte vor Kälte. Es schneite. Die Temperatur lag bei drückenden dreißig Grad Celsius, und das Thermometer kletterte unaufhaltsam weiter in die Höhe, doch in dem Einkaufszentrum, in dem er saß und auf seinen Geschäftspartner wartete, rieselte künstlicher Schnee von der Decke. Mungabe fand das verachtenswert. In seinen Augen war es nur ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr sich die Saudis ihren europäischen

Unterdrückern angedient hatten. Er saß im Gastronomiebereich des Einkaufszentrums und drehte ungeduldig einen silbernen Ring in Form eines Antilopenkopfes an seinem Finger hin und her.

Der Stern von Mungabes Macht stand kurz vor dem Zenit, und er hatte bereits Pläne geschmiedet, um seine Zukunft in diesem wie auch im nächsten Leben endgültig zu sichern. Der Mann, mit dem er verabredet war, stellte ein wichtiges Bindeglied zwischen seiner Welt und Europa dar, und Mungabe hatte die Absicht, ihn erst für seine Zwecke zu benutzen und ihn dann zu töten.

Der Mann trat auf ihn zu. Er war groß und hager wie Mungabe, aber er trug den teuren Anzug eines Londoner Herrenausstatters. Er hatte ein hartes, spitzes Gesicht – das Markenzeichen der Europäer, wie Mungabe fand. Der Spitzname des Mannes war »der Geier«, weil er Macht und Reichtum seiner ganz speziellen Methode verdankte, geschäftliche Konkurrenten auszuschalten. Er scheute vor keinem Mittel zurück, sie in die Krise zu treiben, und wenn ihre in Not geratenen Unternehmen dann nacheinander immer mehr Firmenteile veräußern mussten, um ihre Liquidität zu bewahren, stieß der Geier auf sie nieder und schnappte sich die Überreste.

Der Geier nahm Mungabe gegenüber Platz. Das eisige Klima schien ihm nichts auszumachen, und Mungabe vermutete, dass seine Gelassenheit nicht gespielt war. Schließlich war er als Europäer eher an winterliche Temperaturen gewöhnt als Mungabe selbst.

»Und, wie gefällt Ihnen der Schnee?«, eröffnete der Geier das Gespräch. »Ich dachte mir, dass Sie ein solches Schauspiel zu gerne einmal erleben würden.«

Mungabe biss die Zähne zusammen, damit sie nicht laut klapperten. Er hasste den Schnee und hatte den Verdacht, dass der Geier dies sehr wohl wusste. Nein, die Vorfüh-

rung sollte nur dazu dienen, ihn in die Position des Unterlegenen zu manövrieren. Mungabe konnte es kaum erwarten, das gemeinsame Projekt abzuschließen, damit er sich des Kerls endlich entledigen konnte. Er würde es in Somalia tun und seinen Kadaver danach einfach in der Sonne liegen lassen, wo er verrotten konnte. Das würde ihm seine Arroganz schon austreiben.

Mungabe setzte sich auf und kam gleich zum Thema.

»Sagen Sie mir, was Sie wollen. Ich habe nicht viel Zeit, mein Schiff läuft heute noch aus. Hat mein Partner in Südafrika alles zu Ihrer Zufriedenheit erledigt?«

Der Geier hob eine Braue. »Sie sehen etwas verfroren aus. Vielleicht sollten wir besser hineingehen?« Er schenkte Mungabe ein falsches Lächeln und ging ihm voran zu einem nahe gelegenen Bistro. Sobald sie dort Platz genommen hatten, schlug der Geier die Beine übereinander und lehnte sich gemütlich zurück. Ein Kellner kam an ihren Tisch und brachte die Speisekarten. Mungabe klappte seine auf und war heilfroh, als er sah, dass neben den unverständlichen Namen der einzelnen Gerichte kleine Bilder abgedruckt waren. Das würde ihm die Bestellung enorm erleichtern. Der Geier wartete, bis der Kellner wieder verschwunden war, ehe er auf Mungabes Frage antwortete.

»Sagen wir, Ihr Mann hat seine Aufgabe im Wesentlichen erfüllt. Aber ich habe noch einen weiteren Auftrag für Sie. Es geht um ein großes Schiff, das sich zurzeit vor der Küste Somalias befindet. Ich möchte, dass Sie es für mich aufbringen.«

Mungabe horchte auf. Das Kapern von Schiffen war seine Spezialität. Er befahl eine ganze Mannschaft somalischer Piraten, und in den letzten Jahren waren seine Profite aus diesem Unternehmenszweig exponentiell gestiegen. Er hatte seine Flotte kontinuierlich vergrößert und vor kurzem Nachtsichtgeräte, GPS- und Radarscanner sowie neue

Waffen angeschafft, damit seine Männer auch auf hoher See operieren konnten, wo die fetteste Beute wartete. Dank dieser Investitionen war das aktuelle Geschäftsjahr bislang überaus erfolgreich verlaufen. Er hatte fünfzig Schiffe aufgebracht und insgesamt achthundert Geiseln genommen – die meisten von ihnen Besatzungsmitglieder –, die allein ihm zwanzig Millionen Dollar an Lösegeld eingebracht hatten. Zu den wertvollsten gekaperten Schiffen zählten ein Öltanker im Wert von neunzig Millionen Dollar und zwei kommerzielle Thunfischtrawler im Wert von je zwanzig Millionen. Eins der Schiffe lag nun allerdings nutzlos im Hafen von Eyl, wo es aufgrund eines Lecks, das seine Crew in den Rumpf geschossen hatte, langsam im Meer versank. Mungabe ermahnte seine Leute immer wieder, die Schiffe oberhalb der Wasserlinie zu treffen, damit sie, sobald sie gekapert waren, zurück zur Küste geschleppt und dort abgewrackt werden konnten. Jedoch hatte die Besatzung des Trawlers dermaßen hartnäckig Widerstand geleistet, dass Mungabes Männer schließlich keine andere Möglichkeit gesehen hatten, als das Schiff manövrierunfähig zu machen und jeden Einzelnen an Bord zu töten.

Zu Mungabes Leidwesen hatten mehrere Frachtunternehmen inzwischen eine amerikanische Sicherheitsfirma namens Darkview angeheuert, die die Schiffe auf der Route durch den Golf von Aden beschützte. In den vergangenen zwei Monaten war es den Darkview-Leuten gelungen, vier von Mungabes Booten zu versenken. Einmal hatten die Amerikaner seine Leute sogar zweihundert Seemeilen weit verfolgt und waren nicht einmal beim Erreichen der somalischen Hoheitsgewässer abgedreht. Darkview hatte die Piraten gefangengesetzt und nach Hargeisa gebracht, wo ihnen der Prozess gemacht werden sollte. Mungabe hatte eine stolze Summe zahlen müssen, um sicherzustellen, dass sie freigesprochen wurden. Dass seine Leute ins Gefängnis ka-

men, wollte er lieber nicht riskieren. Im Gefängnis wurde die Loyalität eines Mannes auf eine harte Probe gestellt. Leicht konnte dort jemand zum Verräter werden. Noch während des Verfahrens hatte er den Entschluss gefasst, eine Offensive gegen das Unternehmen zu starten, das ihm zunehmend das Leben und die Arbeit schwermachte.

»Um was für ein Schiff handelt es sich?«, wollte er wissen.

Der Kellner war zurückgekommen, um die Bestellung aufzunehmen. Mungabe zeigte mit dem Finger auf ein Fischgericht, der Geier bestellte auf Französisch. Sobald der Kellner wieder gegangen war, beugte sich der Geier vor.

»Ein Kreuzfahrtschiff. Das luxuriöseste Kreuzfahrtschiff der Welt. Es ist vor einigen Tagen zu seiner Jungfernfahrt von Dubai nach Victoria auf den Seychellen in See gestochen.«

Mungabe verschränkte die Arme und ließ sich das, was der Geier soeben gesagt hatte, durch den Kopf gehen. Er las so gut wie nie Zeitung – Nachrichten aus aller Welt interessierten ihn nicht, und auch das politische Geschehen in Europa und Amerika ließ ihn gleichgültig. Doch selbst er sah ein, dass es ihm zur Ehre gereichen würde, wenn es ihm gelänge, das teuerste Schiff der Welt in seine Gewalt zu bringen.

Trotzdem runzelte er die Stirn.

»Die Kreuzfahrtschiffe kommen nicht mal in die Nähe des somalischen Hoheitsgebiets. Victoria ist gut siebenhundert Seemeilen weit weg. Zu weit. Wir waren nie weiter draußen als dreihundert.«

Der Geier verzog den Mund. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie es nicht schaffen?«

Mungabe fühlte Wut in sich hochsteigen. Er konnte *alles* schaffen. »Natürlich, aber es würde einiges kosten. Was sind Sie bereit zu zahlen?«

Der Geier schüttelte den Kopf. »Ich zahle gar nichts. Sie

bekommen das Schiff und die Geiseln. Ihre übliche Ausbeute.«

Mungabe lachte auf. Der Geier erlaubte sich einen Scherz mit ihm. »Was soll ich mit einem Kreuzfahrtschiff? Ich brauche Trawler, mit denen kann ich danach wenigstens noch etwas anfangen. Was glauben Sie denn, was meine Männer tun, wenn sie gerade nicht für mich arbeiten? Sie fischen. Und dazu brauchen sie die gekaperten Trawler. Sie arbeiten für Somalia. Wenn es mich nicht gäbe, würde alle Welt das Meer vor unseren Küsten leer fischen. Die Schiffe dringen heimlich in unsere Gewässer ein, stehlen tonnenweise unseren Thunfisch und lassen nichts für uns übrig. Wir machen Schluss mit den Plünderungen. Wir nehmen von den Reichen und geben den Armen.«

Der Geier lachte. »Ersparen Sie mir die Robin-Hood-Geschichte. Sie geben den Armen gar nichts. Sie behalten alles hübsch für sich.«

Mungabe schüttelte ungehalten den Kopf. »Wie auch immer, das Schiff allein genügt nicht als Bezahlung. Ich will ein Honorar.«

Der Geier überlegte eine Weile. »Gut, dann zahle ich Ihnen etwas. Aber in dem Fall muss klar sein, dass ich sowohl das Schiff als auch die Ladung behalte.«

»Ladung? Was für eine Ladung?«

Der Geier zuckte mit den Schultern. »Arzneimittel. Für Sie nicht weiter von Interesse, aber ich möchte sie gerne haben.«

Der Kellner brachte das Essen. Als er einen der Teller vor dem Geier abstellte, drehte sich Mungabe der Magen um. Auf dem Teller lag ein riesiger Hummer. Seine rotschwarzen Scheren, der harte Panzer und die schwarzen Knopfaugen erfüllten Mungabe mit körperlichem Abscheu, genau wie der schwere Nussgeruch der geklärten Butter, die in einer kleinen Sauciere danebenstand. Wie die meisten

Somalier hätte er nie im Leben freiwillig Hummer gegessen. In seinen Augen war das Tier nichts weiter als eine schwimmende Küchenschabe – ein widerliches Kriechtier, das am Meeresboden lebte und sich von dem Aas anderer Wasserbewohner ernährte.

Mit einem geübten Schnitt des langen, gefährlich aussehenden Messers zerteilte der Geier das Tier in zwei Hälften. Sodann riss er ihm ein Bein aus, hob es an die Lippen und begann genüsslich daran zu saugen. Die ganze Zeit über war sein Blick unverwandt auf Mungabe gerichtet, als würde er seine Reaktion beobachten. Mungabe fürchtete keinen Menschen auf der Welt, aber in diesem Moment fragte er sich, ob er vielleicht einem Dämon gegenüber saß.

Er schob den Gedanken beiseite.

»Ich will zwei Millionen Dollar *und*, wie ich letzten Monat schon gesagt habe, will ich, dass diese amerikanische Sicherheitsfirma Darkview zerschlagen wird. Meinetwegen können Sie das Schiff und die Fracht behalten, aber ich bekomme sämtliches Bargeld, das sich an Bord befindet, plus die Passagiere als Geiseln.«

»Eine Million, keinen Cent mehr. Und Sie tragen sämtliche Ausgaben selbst.«

»Was ist mit Darkview?«

Der Geier machte eine träge Handbewegung. »Bereits in Arbeit.«

3

Cameron Sumner stand neben seinem Liegestuhl auf dem Sonnendeck des Kreuzfahrtschiffs *Kaiser Franz* und blickte zum Horizont hinaus. Der Liegestuhl stand zwischen an-

deren in einer langen Reihe. Einige waren von Passagieren in Badebekleidung in Beschlag genommen, die in der Morgensonne brutzelten. Die Frau rechts neben Sumner bemerkte, wie er konzentriert in die Ferne starrte, und beschloss, ihn anzusprechen.

»Mir ist aufgefallen, dass Sie jeden Tag nach dem Schwimmen aufs Meer schauen. Es ist wirklich traumhaft, finden Sie nicht?«, fragte sie. Ihrem Akzent nach zu urteilen war sie Amerikanerin. Sumner musterte sie flüchtig. Sie trug einen Stringbikini und hatte breite Hüften, üppige falsche Brüste und auffällige Highlights im Haar. Ihre Lippen waren leuchtend korallenrot geschminkt, und ihre Stirn blieb spiegelglatt, wenn sie sprach. Ihr Mann, ein Texaner, der mehrere Autohäuser besaß, verbrachte die meiste Zeit im Schiffscasino, wo er Gin trank und Blackjack spielte, während seine Gattin ihre Tage damit ausfüllte, Sumner dabei zuzusehen, wie er im Pool Bahnen schwamm oder auf der kleinen Tartanbahn seine Runden lief. Es war das erste Mal, dass sie das Wort an ihn richtete.

»Stimmt«, sagte er knapp. Er nahm sein Handtuch und rubbelte seinen tropfnassen Körper ab – eine Tätigkeit, bei der ihn die Amerikanerin mit gierigen Blicken beobachtete.

»Und? Was machen Sie so ganz allein auf einem Kreuzfahrtschiff?«

»Ich arbeite für den Schiffseigner.« Sumner hielt seine Antworten absichtlich kurz, um jedem weiteren Konversationsversuch der Frau entgegenzuwirken.

»Wie *aufregend*«, meinte die Frau.

Sumner hatte Mühe, seinen Unmut zu zügeln. In letzter Zeit war es um seine Geduld nicht besonders gut bestellt. Er stieg in ein Paar Laufshorts, setzte sich auf die Kante seines Liegestuhls und dachte an Emma Caldridge. Manchmal träumte er nachts von ihr, und einige dieser Träume

waren so real, dass er noch nach dem Aufwachen ihre Berührung spürte. Die meisten allerdings waren Alpträume, in denen er verzweifelt hinter ihr herannte, und wenn er sie nach einer schier endlos scheinenden Jagd, bei der sich seine Beine wie in Zeitlupe bewegten, endlich eingeholt hatte, musste er jedes Mal feststellen, dass er zu spät kam: Sie war tot, und der Schmerz, der ihn daraufhin erfasste, zerriss ihn fast. Er rief sich ihr Bild ins Gedächtnis: hellbraune Haare, etwas mehr als schulterlang. Grüne Augen, eine gerade Nase und der geschmeidige, muskulöse Körper einer Läuferin. Dann seufzte er und richtete den Blick wieder aufs Meer.

Das Sonnendeck des Schiffs erstreckte sich über die ganze Breite des Vorderdecks. In der Mitte lag das rechteckige Schwimmbecken. Liegestühle, jeder von ihnen mit einem kobaltblauen Kissen bestückt, füllten den restlichen Platz aus. Nur entlang der Reling war ein kleiner Weg freigehalten. Sumner verbrachte den Großteil seiner Zeit auf dem Sonnendeck, weil er von hier aus beide Seiten des Schiffs im Blick hatte.

Das Schiff selbst war kleiner und wesentlich luxuriöser als die amerikanischen Kreuzfahrtschiffe, die von Miami in See stachen. Jede der in Mahagoni getäfelten Kabinen war nicht nur mit einem Flachbildfernseher, einem marmornen Bad und weichen Perserteppichen ausgestattet, sie verfügte sogar über einen eigenen Butler. Die *Kaiser Franz* hatte in Dubai abgelegt, das Arabische Meer durchquert und befand sich nun im Indischen Ozean mit Kurs auf die Seychellen. Es war zehn Uhr morgens. Nur etwa die Hälfte der Liegestühle auf dem Sonnendeck war belegt.

Die Frau setzte sich auf und beugte sich zu Sumner hinüber. Ihr blond gesträhtes Haar und die grell lackierten Nägel waren das genaue Gegenteil von dem, was Sumner an einer Frau attraktiv fand. Schweigend trocknete er sich

zu Ende ab, dann schnappte er sich seine Ray Ban, streckte sich auf der Liege aus und ließ sich von der Sonne wärmen, während er weiter Ausschau hielt.

»Arbeiten Sie jetzt gerade auch?«, unterbrach die Frau seine Gedanken. Sumner musste sich bemühen, nicht laut aufzuseufzen.

»Ich bin unterwegs zu den Seychellen, um unsere Aktivitäten an Land zu überwachen.«

»Wie *aufregend*«, sagte die Frau erneut.

Sumner beobachtete weiter das Meer, die Augen hinter der Sonnenbrille verborgen. Die Dünung war ruhig und gleichmäßig. Zwei Schiffskellner schlängelten sich zwischen den Liegestühlen hindurch, der erste servierte den Sonnenbadenden Säfte zur Erfrischung, ein zweiter bot ihnen einen kühlenden Sprühstoß aus einer Flasche mit Thermalgesichtswasser an.

Eine deutsche Familie kam entlang der Reling auf Sumner zu. Sofort spürte er ein nervöses Kribbeln über sein Rückgrat kriechen. Sumner arbeitete für die Southern Hemisphere Drug Defense Agency und war aufgrund einer vagen Geheimdienstinformation auf die *Kaiser Franz* geschickt worden. Angeblich ging es um Drogenschmuggel, allerdings hatte das Kommuniqué, das er zum Briefing erhalten hatte, keinerlei weitere Details enthalten. In jedem Fall hatte dieser Auftrag vor der ostafrikanischen Küste den Vorteil, dass er Sumner so weit weg von seinem üblichen Einsatzort geführt hatte wie nur möglich. Seine letzte Operation hatte ein großes Kartell in Kolumbien in Aufruhr versetzt, und nun fürchteten seine Arbeitgeber eine Vergeltungsaktion.

Sumner war die Passagierliste des Schiffs durchgegangen und hatte sie auf drei Gruppen von Verdächtigen eingegrenzt, die er im Auge behalten wollte: Da war erstens ein Russe mit seiner Geliebten, dann ein Franzose, der zusam-

men mit zwei Geschäftspartnern unterwegs war, und eine deutsche Familie – Eltern und eine erwachsene Tochter. Der Vater, ein Geschäftsmann Ende fünfzig, war bullig wie ein Stahlarbeiter. Ein beachtlicher Bauch ragte über den Bund seiner teuren Hosen und warf einen permanenten Schatten auf seine schwarzen Slipper. Die Haut in seinem Gesicht war gerötet, als sei er den Aufenthalt im Freien nicht gewohnt. Er hatte eine Ausgabe der *Frankfurter Allgemeinen* in der Hand und wirkte verstimmt.

Seine Ehefrau, ebenfalls jenseits der fünfzig, war so dünn, wie er dick war. Ihre blonden Haare – es war ihre natürliche Haarfarbe – endeten kurz über den Ohren in einem exakt geschnittenen Bob. Die blauen Augen und ihre kühle, distanzierte Art wiesen sie als Hamburgerin aus – eine Stadt, in der es vor kühlen Frauen mit blonden Haaren und blauen Augen nur so wimmelte. Aus jeder ihrer Gesten sprach eine tiefe Abneigung gegen ihren Ehemann.

Die Tochter, eine scheue, bildhübsche junge Frau mit ebenfalls blonden Haaren und heller, fast durchscheinender Haut, war vierundzwanzig Jahre alt. Sechs Jahre jünger als Sumner und Lichtjahre unschuldiger. Auch sie warf ihm verstohlene Blicke zu, wann immer sich ihre Wege kreuzten, aber bis jetzt hatte sie noch nicht den Mut aufgebracht, ihn anzusprechen.

Der Vater wandte den Kopf und blickte aufs Meer hinaus. Die Frau neben Sumner sprach erneut.

»Harry sagt, man bräuchte eigentlich gar nicht zu reisen, man könne dabei ja doch nichts lernen. Aber ich finde, dass es sich auf jeden Fall lohnt, zu sehen, wie die andere Hälfte so lebt. Finden Sie nicht?«

Sumner verbiss sich die Erwiderung, dass es ziemlich unwahrscheinlich war, auf einer Kreuzfahrt mit Prunksuiten und Privatbutler etwas von der »anderen Hälfte« mitzubekommen. Bestimmt meinte es die Frau nur gut. Bevor Sum-

ner sich eine höfliche Antwort zurechtlegen konnte, gesellte sich besagter Harry zu ihnen.

»Na, was treibst du so, mein Täubchen?«, dröhnte er, an seine Frau gewandt, vor deren Liegestuhl er sich aufgebaut hatte. Dann streckte er Sumner die Hand hin.

»Harry Block. Freut mich.«

»Cameron Sumner.«

Sumner stand auf, um Block die Hand zu schütteln. Er selbst war knapp eins neunzig groß und achtzig Kilo schwer, aber sein Gegenüber, so schätzte er, war gut und gerne fünf Zentimeter größer und musste an die hundertfünfunddreißig Kilo wiegen. Er war gebaut wie ein Linebacker. Sein Gesicht war teigig, die Haare an seinen Schläfen wurden langsam grau, und in seinen Augen lag ein listiger Ausdruck, der sein joviales Auftreten Lügen strafte.

Er taxierte Sumner aufmerksam.

»Bleiben Sie ruhig sitzen. Wollte nicht weiter stören.« Block packte Sumners Hand mit stahlhartem Klammergriff.

»Das ist Harry, mein Mann, und ich bin Cindy. Harry, Schatz, er arbeitet auf der *Kaiser Franz*.«

»Kabinenjunge, was?«, rührte Block.

»Harry!« Cindy gab ihrem Mann einen tadelnden Klaps auf den Arm.

»Na und? Ehrliche Arbeit, oder nicht?« Block sah Sumner mit Unschuldsmiene an. Dieser hatte Mühe, seine Belustigung zu verbergen.

»Ich bin kein Kabinenjunge, nein«, erwiderte er.

Die deutsche Familie war jetzt genau auf ihrer Höhe angekommen. Obwohl er sich nicht umsah, spürte Sumner den Vater hinter sich vorbeigehen. Die Frau unterhielt sich auf Deutsch mit ihrer Tochter. Da Sumner fließend Deutsch sprach, war es nicht weiter schwer, einige Brocken der Unterhaltung aufzuschnappen.

»Amerikaner sind immer so laut«, sagte die Frau missbilligend. Sumner hielt den Blick auf Block geheftet, während er die Ohren spitzte. Er war gespannt auf die Antwort der Tochter.

»Aber sehr herzlich«, meinte diese leise.

Lass dich von Harry nicht täuschen, dachte Sumner bei sich.

Der Vater ging an ihm vorbei. Aus dem Augenwinkel sah Sumner, dass er weiterhin aufs Meer hinausblickte. Gleich darauf wandte Sumner seine Aufmerksamkeit wieder Block zu, der gerade etwas sagte.

»Und überhaupt, was soll dieser ganze Quatsch von wegen kulturelle Unterschiede? Ich sage immer, von Afrika bis Mexiko zählen die Leute ihr Geld genauso wie wir. Also, was machen Sie auf der *Kaiser Franz*?«

Sumner sah nun ebenfalls wieder aufs Meer. Dort, weit draußen, entdeckte er einen kleinen Punkt, der auf sie zukam. Ein Adrenalinstoß jagte durch seinen Körper. Seine Kopfhaut kribbelte, und in seinen Fingerspitzen kitzelte es. Er zog sich ein schwarzes T-Shirt über den Kopf. Der Punkt wurde von Sekunde zu Sekunde größer. Kurz darauf kam ein zweiter dazu. Jetzt hörte Sumner auch das weit entfernte Röhren von Motoren. Powerboote. Sie hielten mit rasender Geschwindigkeit auf die *Kaiser Franz* zu.

»Mr Block, gehen Sie mit Cindy und den anderen unter Deck. Sagen Sie den Kellnern, sie sollen alle Passagiere nach unten bringen.«

Block sah ihn halb verdattert, halb schockiert an. »Wie bitte?«

»Mr Block, tun Sie, was ich sage. Jetzt!«

»Na, das ist ja – mich so rumzukommandieren!«, schnaubte Block empört.

Sumner blieb nicht lange genug, um sich zu vergewissern, ob Block seinem Befehl Folge leistete. Er sprintete quer

übers Deck bis zu den Stufen, die zur Brücke führten, eilte sie in langen Sätzen hinauf und von dort auf einen kleinen Umgang, der die Brücke umgab. Gerade in diesem Moment trat Kapitän Joshua Wainwright aus der Tür.

»Piraten«, sagte er.

Sumner nickte. »Sie kommen schnell näher. Benutzen Sie das LRAD.«

Wainwright, ein tüchtiger, freundlicher Mann Anfang vierzig, rief seinem Ersten Offizier einen knappen Befehl zu. Sogleich richteten zwei Matrosen eine große schwarze Scheibe auf die Boote aus, die inzwischen bis auf etwa eine Seemeile herangekommen waren.

»Feuern«, befahl Wainwright.

Die Schallkanone setzte ein akustisches Signal in Richtung der Boote ab. Ein Gellen von über einhundertfünfzig Dezibel Lautstärke zerschnitt die Luft. Sumner zuckte zusammen, als der schrille Ton sich in sein Ohr bohrte. Er sah, wie der Mann in einem der Powerboote das Steuer losließ und sich verzweifelt mit einer Hand das Ohr zuhielt.

Trotzdem drehten die Piraten nicht ab.

»Noch mal«, forderte Wainwright. Er beobachtete die Boote durchs Fernglas.

Der LRAD setzte erneut seinen Warnton ab. Als das Geräusch verklungen war, hörte Sumner die verschreckten Schreie der Passagiere an Deck. Die Boote näherten sich unaufhaltsam. Sumner schnappte sich ein zweites Fernglas. Die Piraten sahen aus wie Somalier, dunkelhäutig und eher zierlich gebaut. Mit unverhohlener Gier in den Augen starrten sie auf das Kreuzfahrtschiff. Er bemerkte, wie einer von ihnen sich ein großes Geschütz auf die Schulter hievte.

»Sie haben RPGs«, sagte er.

»Was zum Kuckuck sind RPGs?« Harry Blocks laute Stimme hallte über die ganze Brücke.

»Sir, Sie haben hier keinen Zutritt. Bitte gehen Sie unter

Deck.« Wainwright winkte einem seiner Untergebenen, der an Blocks Seite trat und ihn am Arm fasste.

Block schüttelte den Griff des Mannes ab wie ein Pferd eine lästige Bremse. »Ich habe gefragt, was zum Kuckuck sind RPGs?«

Sumner ließ das Fernglas sinken und fixierte Block. »Panzerabwehrgranaten.«

»Ach du Scheiße«, sagte Block.

4

Emma setzte sich auf. Eine dichte Staubwolke hing in der Luft und verdeckte die Sonne. Sie blinzelte erschrocken, als andere Läufer an ihr vorbeirannten und kopflos in alle Richtungen auseinanderstoben. Einige kamen ihr so nahe, dass sie instinktiv die Arme vors Gesicht hob, um sich vor Tritten zu schützen. In der Ferne heulten Sirenen. Um sie herum lagen mehrere Menschen am Boden. Drei Läufer unmittelbar hinter ihr bewegten sich stöhnend, fanden aber nicht die Kraft aufzustehen. Einige andere kamen taumelnd auf die Füße. Ein Mann holte tief Luft, atmete Asche ein und begann zu husten.

Sie versuchte, die Situation zu erfassen. Ihr gesamter Rücken vom Nacken bis hinunter zum Steißbein schmerzte von der harten Landung, ihre Arme waren mit Staub überkrustet, der sich mit dem Schweiß auf ihrer Haut verbunden hatte und getrocknet war, und an ihrem rechten Bein brannte eine fast fünfzig Zentimeter lange Schürfwunde. Sie warf einen Blick auf ihre Füße und stellte überrascht fest, dass sie nur noch schmutzige Socken trug. Die Explosion musste ihr die Schuhe von den Füßen gerissen haben.

Kurz nach Kilometer achtundvierzig waren ihre Füße durch die extreme Hitze und die Strapazen des Rennens angeschwollen wie Luftballons, und sie hatte die Schnürsenkel ihrer Laufschuhe lockerer gebunden, um den aufgedunsenen Füßen mehr Raum zu geben. Bei Kilometer dreiundfünfzig war sogar das zu schmerzhaft gewesen, und sie hatte die Schnürsenkel so weit es ging geöffnet, ohne dass ihr die Schuhe von den Füßen fielen.

Sie saß im Staub etwa sieben Meter von der asphaltierten Rennstrecke entfernt. Der verkohlte Rumpf des explodierten Fahrzeugs schwelte noch und wurde von einer kleinen Gruppe Schaulustiger, die sich in gebührendem Abstand gesammelt hatte, neugierig beäugt.

Emma spürte, wie ihre Haut zu kribbeln begann. Was auch immer der Mann ihr injiziert hatte, es begann langsam zu wirken. Sie warf einen raschen Blick auf die Straße. Die nachfolgenden Läufer wichen von der Fahrbahn auf den Seitenstreifen aus, machten einen großen Bogen um das Fahrzeugwrack und kehrten dann wieder auf die Straße zurück. Sie beeilten sich, den Unglücksort so schnell wie möglich hinter sich zu lassen. Mehr als zwölftausend Läufer nahmen jedes Jahr am Comrades Ultramarathon teil, ein mörderisches Rennen über neunundachtzig Kilometer zwischen Durban und Pietermaritzburg. Für den Comrades musste man sich qualifizieren, und viele der Teilnehmer hatten zuvor erfolgreich Rennen wie den Hawaii Ironman hinter sich gebracht. Es war ein Rennen mit einer begrenzten Brutto-Zeit, das hieß, die Läufer mussten die Strecke innerhalb von zwölf Stunden nach Startschuss zurückgelegt haben, oder sie gingen leer aus – ganz egal, wie gut ihre persönliche Zeit war. Um Punkt siebzehn Uhr dreißig war Zielschluss. Die Masse der Läufer passierte die Ziellinie zwischen der zehnten und elften Stunde. Emma war durch ihre Qualifikationszeit einer der schnellsten Gruppen zu-

geteilt worden – Gott sei Dank, denn das bedeutete, dass das Feld noch nicht bis hierher gekommen war. Anderenfalls hätte die Bombe wesentlich mehr Opfer gefordert.

Die erfahrenen Ultramarathonläufer warfen einen Blick auf den tiefen Bombenkrater, der wenige Meter von der Straße entfernt im Boden klaffte, und fielen in einen Sprint. Sie liefen davon, so schnell ihre trainierten Beine sie trugen. Sie aufzuhalten hätte die Situation nur noch gefährlicher gemacht, und die wenigen Streckenposten, die bei Kilometer fünfundfünfzig ihren Dienst verrichteten, versuchten es gar nicht erst. Hilflos sahen sie zu, wie die Läufer an ihnen vorbeidrängten.

Emmas Herz begann zu rasen, und ein seltsames Hochgefühl überkam sie. Wirre Gedankenketten schossen in ihrem Kopf hin und her wie Pingpongbälle. Sie schwankten von wahnhafter Paranoia bis hin zu ruhiger wissenschaftlicher Logik. In ihrem Kopf schrie es: *Los, los! Renn weg!* Dann: *O Gott, was haben sie dir gerade gespritzt?* Und als Nächstes: *Fahr ins Hotel und schließ die Tür ab – sie kommen!* Irgendwo dazwischen war noch ein anderer, glasklarer Gedanke, den ihre Erfahrung als Chemikerin ihr einflüsterte: *Wenn es ein chemischer Kampfstoff ist, kann man im Krankenhaus ohnehin nichts für dich tun.*

Was ihre Furcht schließlich in ungeahnte Höhen empor schnellen ließ, war das Geräusch eines herannahenden Helikopters. Urplötzlich sah sie in ihrem Kopf eine Szene aus der schrecklichen Zeit in Kolumbien wenige Monate zuvor aufblitzen. Wilde Panik erfasste sie.

Mit einem Satz war sie aufgesprungen und sah sich nach ihren Schuhen um. Sie blinzelte im grellen Sonnenlicht und legte die Hand über die Augen. Der Gestank von verbranntem Gummi erfüllte die Luft. Aschereste wirbelten in Strudeln umher und fegten über die trockene, harte Erde. Sie umrundete das brennende Fahrzeugwrack und erspähte

ihre Schuhe fünf Meter weiter hinten am Rand der Rennstrecke. Sie setzte sich hin, um sie anzuziehen, und dabei stellte sie Erstaunliches fest. Die Schwellung an ihren Füßen war zurückgegangen. Sie waren beinahe wieder genauso groß wie vor dem Rennen. Emma konnte förmlich zusehen, wie sie immer weiter schrumpften, wie in einem Cartoon oder bei einem Luftballon, aus dem die Luft herausgelassen wird. Dieser Umstand, ihre akute Panik und das unnatürliche High, das sie verspürte, verrieten ihr, dass die Droge bereits in ihrem Körper am Werk war. Mit zitternden Fingern streifte sie sich die Schuhe über, band die Schnürsenkel fest, trat genau an der Stelle, wo sie zuvor durch die Explosion zur Seite geschleudert worden war, wieder auf die Straße und fiel in einen raschen Trab.

Ihre Füße fühlten sich auf einmal federleicht an. Ihr Herz hämmerte wild, aber ihr Atem fand rasch zu einem gleichmäßigen Rhythmus, wie sie ihn normalerweise nur zu Beginn eines Rennens halten konnte, nicht gegen Ende. Ihr war, als berührten ihre Beine kaum den Boden, so beflügelt war sie durch eine Mischung aus überbordender, nie geahnter Energie und stechender Angst.

Notarztwagen kamen ihr entgegen und sausten unter Sirenengeheul an ihr vorbei. Sie fuhren nicht auf der Straße, wo die Läufer unterwegs waren, sondern auf dem unbefestigten Randstreifen und schleuderten hinter sich dichte Staubwolken in die Luft. Emma überholte einen Läufer nach dem anderen, während sie unaufhaltsam immer weiter rannte. In ihrem Kopf pochte es dumpf wie zu Beginn einer Migräne, aber der Schmerz war nichts gegen die Euphorie, die sie durchströmte, seit sie der Unbekannte mit der Nadel gestochen hatte. Sie lief schneller und schneller und hatte bald Durchschnittsgeschwindigkeiten erreicht, die an ihre persönlichen Bestzeiten herankamen, und das obwohl sie alles andere als ausgeruht war. Trotz des mörde-

rischen Tempos spürte sie keinerlei Ermüdungserscheinungen.

Sie fegte an den anderen Teilnehmern vorbei, die allesamt Anzeichen extremer Erschöpfung zeigten, wie es auf den letzten Kilometern eines Ultramarathons nicht anders zu erwarten war. Bei vielen wurde dies noch durch die hohe Geschwindigkeit verschlimmert, zu der sie ihre Körper getrieben hatten, seit sie an dem brennenden Auto vorbeigekommen waren. Einige blieben taumelnd stehen und übergaben sich am Straßenrand, weil ihre Mägen gegen die Kombination aus Energie-Gel und mit Kochsalz angereichertem Trinkwasser rebellierten, während andere immer langsamer wurden und sich schließlich nur noch im Schrittempo vorwärtsschleppten, die Oberkörper wie Fragezeichen vornübergekrümmt, weil in ihren Muskeln keine Kraft mehr war. Wieder andere brachen zusammen und blieben, kurz und flach atmend, einfach liegen. Für sie war das Rennen vorbei. Der Comrades zwang viele seiner Läufer in die Knie.

Eine halbe Stunde später rannte Emma noch immer mit halsbrecherischer Geschwindigkeit. Inzwischen begleiteten mehrere Polizeifahrzeuge mit einigem Abstand zur Straße die Läufer. Eins näherte sich Emma, bis es auf gleicher Höhe war. Sie sah, wie sich ein Mann von der Rennleitung aus dem hinteren Fenster lehnte und ein Megafon an die Lippen hob.

»Laufen Sie weiter geradeaus! Weichen Sie unter keinen Umständen von der markierten Strecke ab! Meiden Sie am Straßenrand abgestellte Fahrzeuge! Im Ziel warten Sanitäter, und Einsatzkräfte der Feuerwehr kontrollieren jedes Fahrzeug auf verdächtige Ladung! Läufer, die das Rennen nicht fortsetzen möchten, werden gebeten, von der Straße zu treten und zu warten! Ein Rettungsbus wurde abgestellt, der Sie abholen und an einen sicheren Ort bringen wird!«

Auf keinen Fall werde ich jetzt stehen bleiben, dachte

Emma. Der Anblick der Offiziellen hatte sie nicht beruhigt, sondern im Gegenteil lediglich einen neuen Schub von Verfolgungswahn in ihr ausgelöst. Emma wollte weg von dem Wagen. Sie musste ihre ganze Willenskraft aufbringen, um ganz normal weiterzulaufen und zuzulassen, dass er noch eine Weile neben ihr herfuhr. Als sie es nicht mehr aushielt, beschleunigte sie und lief noch schneller.

Zweieinhalb Stunden später überquerte sie die Ziellinie. Sie hatte immer noch Kraft in den Beinen, die Paranoia allerdings war mittlerweile auf ein erträgliches Level gesunken. In dem Maße, wie die Angst von ihr abfiel, kehrte auch ihr logisches Denkvermögen zurück. Jetzt regte sich eine ganz andere Furcht in ihr, weil ihr klar wurde, dass sie drei Stunden zuvor das Rennen hätte abbrechen und auf dem schnellsten Weg ins nächste Krankenhaus gehen sollen. Durch die Verzögerung war sie ein unkalkulierbares Risiko eingegangen. Immerhin war inzwischen klar, dass das Mittel, das man ihr injiziert hatte – was auch immer es war –, ganz eindeutig nicht darauf ausgelegt war, sie sofort zu töten. Im Gegenteil: Sie hatte sich am Ende eines Ultramarathons noch nie besser gefühlt.

Neben dem abgesperrten Areal hinter dem Ziel standen Krankenwagen bereit. Läufer wanderten ziellos umher. Einige zitterten am ganzen Körper, andere weinten, der Rest stand starr vor Schreck herum. Übertragungswagen, die Dächer gespickt mit Satellitenschüsseln und Antennen, parkten kreuz und quer hinter der Absperrung. Reporter lehnten sich über den notdürftig errichteten Zaun und streckten den Läufern die Mikrofone entgegen, um ein paar O-Töne einzufangen. Sanitäter kümmerten sich um mehrere Teilnehmer, die im Ziel kollabiert waren, entweder aufgrund der Hitze oder wegen des Schocks oder einer Mischung aus beidem.

Der Comrades Ultramarathon hatte eine eigene mobile

Krankenstation mit Ärzten und Schwestern, damit allen Läufern, die während des Rennens gesundheitliche Probleme bekamen, sofort geholfen werden konnte. Ein rascher Blick in Richtung Krankenzelt allerdings verriet Emma, dass sie in der Zeit, die sie hatte, nicht einmal in die Nähe eines Arztes kommen würde. Mindestens fünfzig Tragen mit verletzten Läufern standen in einem großen Kreis um das Zelt herum, während Pflegekräfte eine erste Sichtung der Verletzten vornahmen.

Emma gab ihren Zeitchip bei einem Mitarbeiter ab und sah sich nach dem Zelt von Price Pharmaceuticals um. Sie hatte vor kurzem für die Firma ein Projekt abgeschlossen und war beim Comrades für ihr Team gestartet. Außerdem war Price damit beauftragt, nach dem Rennen die Dopingtests durchzuführen. Mit grimmiger Entschlossenheit ging sie auf das Zelt zu. Sie musste wissen, was man ihr injiziert hatte, und zwar schnell. Und wer konnte sie besser auf eine leistungssteigernde Droge oder andere illegale Substanz testen als ein offizielles Dopingtestlabor?

Am Eingang stand eine junge Frau. Emma zeigte ihr das rote Armband, das sie als von Price gesponserte Athletin auswies, und durfte eintreten. Auf Tischen im hinteren Bereich des Zelts standen Wasserflaschen, Schalen mit Obst, Bagels und große Thermoskannen mit Kaffee und Tee bereit. In einem mobilen Labor in der Ecke waren mehrere Laborassistentinnen beschäftigt. Emma kannte eine von ihnen durch ihre Arbeit für Price. Sie hieß Karen Stringer, und als sie aufblickte und Emma sah, schloss sie kurz die Augen, als sei sie erleichtert, sie zu sehen. Dann kam sie auf Emma zugeeilt und nahm sie fest in die Arme.

»Gott sei Dank geht es Ihnen gut! Seit wir das von der Bombe gehört haben, sind wir alle völlig fertig.« Karen trat einen Schritt zurück und musterte Emma prüfend. Sie wollte etwas sagen, aber Emma kam ihr zuvor.

»Ich weiß, ich sehe furchtbar aus. Ich war ganz in der Nähe, als das Auto in die Luft geflogen ist.« Emma zeigte ihr die Schürfwunde am Bein. »Ein Souvenir von meiner Landung im Straßengraben. Könnten Sie die Wunde säubern und verbinden? Und wenn ich Ihnen eine Urinprobe gebe, würden Sie sie für mich auf verbotene Substanzen testen? Ich brauche sofort einen Dopingtest.«

Karen sah sie mit gerunzelter Stirn an. »Ehrlich gesagt, sehen Sie tausendmal besser aus als die anderen Läufer, die ich bis jetzt gesehen habe, einschließlich der Gewinner. Sie humpeln nicht? Ich schwöre, da sind Sie die Einzige. Wir hatten so viele Notfälle – Hitzschlag und Austrocknung und was weiß ich noch alles. Und warum um alles in der Welt brauchen Sie einen Dopingtest? Wir testen doch nur die Goldmedaillengewinner.«

Emma holte tief Luft. »Die Explosion hat mich von den Füßen gerissen. Als ich benommen dalag, ist ein Mann gekommen und hat mir irgendwas gespritzt.«

Karen sah sie voller Entsetzen an. »Jemand hat Ihnen etwas gespritzt? Das ist ja furchtbar! Vergessen Sie den Dopingtest, Sie müssen auf der Stelle ins Krankenzelt oder in die Klinik!«

»Nein! Das bringt nichts. Vor dem Krankenzelt stehen sie Schlange, und in der Klinik dauert es Stunden, wenn nicht sogar Tage, bis ich die Laborergebnisse bekomme – wenn sie dort überhaupt die entsprechende Ausrüstung haben.« Emma zeigte in Richtung des mobilen Labors. »Sie könnten mich doch direkt hier testen. Nehmen Sie Rapidtest.«

Rapidtest war ein noch in der Erprobungsphase befindlicher neuer Test, den Price entwickelt hatte und der innerhalb von dreißig Minuten vorläufige Ergebnisse liefern konnte. Noch war er nicht von den Sportverbänden zugelassen, aber Emma hoffte, dass sie durch ihn ein paar erste wichtige Antworten erhalten würde. »Wenn ich danach

noch weitere Tests brauche, kann ich sie im Labor von Price vornehmen.«

Karen sah sie zweifelnd an. »Aber mit Rapidtest kann ich Sie nur auf leistungssteigernde Mittel testen, nicht auf Gifte oder irgendwelche anderen gefährlichen Substanzen. Sie sollten sich lieber an die Polizei wenden.«

Emma nickte. »Das weiß ich, aber was auch immer es war, es scheint nicht lebensbedrohlich zu sein. Ich hatte einen extremen paranoiden Schub, bin unheimlich schnell gerannt, aber das war auch schon alles. Natürlich könnte ich mich auch irren, aber der Test könnte es ein bisschen eingrenzen. Dann weiß ich wenigstens, was es *nicht* ist. Bitte, testen Sie mich, jetzt gleich.«

Karen sah sie einen Moment lang an, dann reichte sie ihr einen sterilen Becher. »Ich muss auch Blut abnehmen. Es wird eine Weile dauern, und solange sollten Sie nicht hier herumsitzen und warten. Wenn Sie fertig sind, geben Sie mir die Probe, und dann gehen Sie sofort zur Polizei. Schreiben Sie Ihren Namen und Ihre Handynummer auf das Etikett, ich rufe Sie an, sobald die Ergebnisse da sind.«

Emma gab Karen eine Urinprobe, dann ging sie in die gegenüberliegende Ecke des Zelts, wo die Price-Sportler ihre Ausrüstung aufbewahrten. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und schaltete es ein. Dann wählte sie die Nummer, von der sie wusste, dass sie sie jederzeit anrufen konnte, Tag und Nacht.

»Dies ist der Anschluss Banner. Hinterlassen Sie eine Nachricht.« Ein Piepton.

»Mr Banner, hier ist Emma Caldridge. Tut mir leid, dass ich Sie so bald nach Kolumbien schon wieder behellige, aber ich brauche Ihre Hilfe. Irgendwas Merkwürdiges ist passiert.«

Sie hinterließ noch ihre Handynummer, dann legte sie auf. Als sie das Zelt verließ und zu dem Shuttle-Van ging,

der sie zurück ins Hotel bringen würde, spürte sie ihren Schädel pochen. Dieser Schmerz plagte sie schon länger, aber jetzt war noch ein neuer dazugekommen: Der Schmerz, den die Gewissheit mit sich brachte, dass jemand hinter ihr her war.

5

Edward Banner, Präsident und CEO von Darkview, saß an einem Tisch mit Blick auf eine Estrade, auf der hinter einer Richterbank drei US-Senatoren und sieben Kongressabgeordnete saßen. Rechts neben ihm machte sein Anwalt sich Notizen. Banners Handy lag, auf stumm geschaltet, vor ihm auf dem Tisch. Ein Anruf von »Unbekannt« wurde auf dem Display angezeigt. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Vorwahl – 786 für Südflorida – und überließ den Anrufer seiner Mailbox.

»Mr Banner, können Sie diesem Ausschuss erklären, warum Sie eigenmächtig beschlossen haben, in Zuwiderhandlung eines direkten Befehls Ihrer Vorgesetzten aus dem Verteidigungsministerium Mr Cameron Sumner und Major Miguel Gonzalez bei ihrem übereilten und zerstörerischen Vorgehen in Kolumbien zu unterstützen?«

Die Frage kam vom ehrenwerten Senator George Cooley, einem selbsternannten Frömmeler, der stolz war auf seine konservativen Ansichten, dessen ungeachtet jedoch seine Frau in einem winzigen alten Bungalow hausen ließ, während seine Mätresse in einer Penthousewohnung in D. C. residierte. Der Senator fungierte als Sprachrohr eines Ölkonzerns und zugleich wichtigen Spendengebers für seinen Wahlkampf. Er suchte nach einem Sündenbock für den